

Dokumentation. Die exemplarisch ausgewählten, gut kommentierten fakultätsgeschichtliche Texte können mit einem zeitgeschichtlich interessierten Lesepublikum, besonders auch in studentischen Kreisen rechnen.

Leipzig

Kurt Meier

Ruoff, *Manuel: Landesbischof Franz Tügel* (= Beiträge zur deutschen und europäischen Geschichte, 22), Hamburg (Verlag R. Krämer) 2000, 347 S., geb., ISBN 3-89622-029-2.

M. Ruoffs zeitgeschichtliche Biographie, eine 1997 vom Fachbereich Geschichtswissenschaft der Universität Hamburg angenommene Dissertation, bemüht sich um ein kritisch-objektives Bild Franz Tügels (1888–1946), während des Dritten Reiches Landesbischof der Ev.-luth. Kirche in Hamburg. Ausgesprochen konservativ-deutschnational geprägt, trat Tügel publizistisch bereits vor 1933 für ein enges Verhältnis von Christentum und Nationalsozialismus ein. Seit 1931 gehörte er der NSDAP an und von 1933 bis 1935 den „Deutschen Christen“ als Gauobmann für Hamburg. Seine 1933 als „Wort wider Karl Barth“ (Untertitel) gegen Barths „Theologische Existenz heute!“ gerichtete polemische Schrift „Unmögliche Existenz!“ wird in einem Exkurs (147–158) vorgestellt. Die Auswertung der Publizistik Tügels verdeutlicht seinen theologisch-politischen Ansatz, der auf konservativ-lutherisch orientierte volkikirchliche Existenz ausgerichtet war.

Der Verf. konnte auf verschiedene Arbeiten zum Hamburger Kirchenkampf wie zu Tügel selbst aufbauen. Tügels Memoiren erschienen bereits 1972 („Mein Weg. 1888–1946. Erinnerungen eines Hamburger Bischofs“, Hamburg 1972, hg. von Carsten Nicolaisen). Aus ihnen wie aus Heinrich Wilhelmis Arbeit „Die Hamburger Kirche in der nat.-soz. Zeit. 1933–1945“ (Göttingen 1968), die in ihrem lokalgeschichtlichen Detailreichtum durch zeitgenössische Beziehungsnahe des Vf. zu Tügel wichtig ist, wird öfters zitiert. Über sonst intensiv verwendete Kirchenkampfliteratur (Klaus Scholder; Kurt Meier) und neuere regionalgeschichtliche und prosopographische Beiträge, die sich mit Franz Tügel befassen (Werner Jochmann, Rainer Hering, Peter-W. Tügel, Georg Kretschmar, Herwart v. Schade u.a.) orientiert die Einleitung. Impulsgebend für den Autor im weiterführenden Dis-

kurs war Friedrich Hammer, von 1930–1956 selbst Pfarrer in Hamburg und Altona, der eine hyperkritische Beurteilung 1988 in der Jakobikirche anlässlich des Gedenkens an Franz Tügels 100. Geburtstag monierte (vgl. 9; 157). Die Neubearbeitung des Themas entsprach dem Wunsch von Tügels ehemaliger Gemeinde St. Jacobi. Neben vorliegender Literatur wurden kirchliche und staatliche regionale Archive, auch Nachlaß und Personalakte Tügels ausgewertet. Dem Autor, politologisch ausgebildeter Fachhistoriker, ist theologisches Gespür und kirchenhistorisches Verständnis nicht abzusprechen. Rückgriffe auf theologische Fachliteratur bei der Charakteristik theologisch-kirchlicher Sachverhalte (etwa der theologischen Lehrer Tügels während des Studiums) verbürgen seriöse Beurteilungsmaßstäbe. Wichtige Quellengrundlage ist Tügels Publizistik in der Hamburger Kirchenpresse seit den 20er Jahren.

So entwirft der prosopographisch geübte Verf. (Magisterarbeit über den Hamburger Bürgermeister Kurt Sieveking) in übersichtlicher Linienführung und gut lesbarem Stil ein einfühlsames und kritisch akzentuiertes Lebensbild, das Tügels von politischer Romantik geprägtes Politikverständnis ebenso erkennen läßt wie sein theologisches Profil und seine volkikirchlichen Ambitionen.

Kap. 1 („Kindheit, Jugend und Berufsausbildung“) schildert Tügels lutherische Prägung in Elternhaus, Kirchengemeinde und Schule, geht auf familiär-lebensweltliche Aspekte ein. Interessant auch die Beschreibung formender Eindrücke der Universitätstheologie während der Studienzeit an den Theologischen Fakultäten in Rostock, Erlangen, Tübingen und Berlin. Die Vorliebe für die volksmissionarisch-apologetische Predigt fällt schon während Tügels predigtintensiver Kandidatenzeit (1914–1916) ins Auge. Die Predigt wird vorrangig nach ihrer „Nützlichkeit für die Schaffung der Volkskirche“ bewertet. Bereits Tügels Abhandlungen für die beiden theologischen Examina (1913/14) zeigen, daß er „die große ausschließlich in Verkündigung und Kult schrift- und bekenntnismäßig gebundene Volkskirche wollte“, wobei er in klarer Unterscheidung der Bedeutung von „Wesen und Form“ auch unkonventionelle Methoden und Wege suchte (41 f.). Das Gewicht, das Tügel der Predigt beimaß, zeigt sich in den verschiedenen Phasen seines Wirkens, über die Predigtsammlungen von ihm vorliegen. Kap. 2 („Die ersten Berufsjahre bis zum Jahr der nationalsozialistischen

„Machtergreifung“) schildert den beruflichen Werdegang Tügels, sein zeitweiliges Engagement für die Volkskirchenbewegung nach 1918 wie die „Entscheidung für den Nationalsozialismus“, von dem er seit Beginn der 30er Jahre förderliche Impulse und Rahmenbedingungen für eine volksmissionarisch wirksame Kirchlichkeit erwartete.

Die folgenden Kapitel (3. „Aufstieg zum hamburgischen Landesbischof in der NS-Zeit“; 4. „Das DC-Landeskirchenregiment bis zum Beschluß der Bekenntnisgemeinschaft vom 10. 11. 1934“) zeigen Tügels Rolle in den kirchlichen Auseinandersetzungen der dreißiger Jahre. Im März 1934 löste Tügel den 1933/34 kurzfristig amtierenden Vorgänger Hauptpastor Simon Schöffel als Landesbischof ab. Charakteristisch für den hamburgischen Kirchenkampf seit Mitte der 30er Jahre war Tügels „Rückzug auf die eigene landeskirchliche Hausmachtpolitik“ (Kap. 5), eingeleitet durch „Lockerung der Bande zur Reichskirchenregierung“ und seinen „Bruch mit den Deutschen Christen“ im Jahre 1935. Eine Entmachtung Tügels als Landesbischof durch den Reichskirchenausschuß unterblieb. Ein Teil der Herbst 1934 opponierenden Bekenntnisgeistlichen (Gruppe um Dr. Hermann Junge in Hamburg-Borgfelde) näherte sich 1935/36 Tügel im Unterschied zum Kreis um D. Dr. Simon Schöffel, zu dem auf Grund des bischöflichen Amtswechsels 1934 rivalitätsbedingte Spannungen bestanden.

Die beiden letzten Kapitel (5. „Die letzten Vorkriegsjahre“; 6. „Der zweite Weltkrieg und die Nachkriegszeit“) zeigen die Enttäuschung über das Verhältnis von NS-Staat und Kirche. Ernüchterung über antikirchliche Tendenzen in der NSDAP bewirkten Tügels „enttäuschten Rückzug ins Unpolitische mit gelegentlichen kritischen Anmerkungen bezüglich der nationalsozialistischen Kirchen- und Kulturpolitik“ (276f.).

Sein Rheumaleiden, dessen erste Symptome sich bereits nach seiner Feldpredigertätigkeit in Rumänien und Frankreich während des Ersten Weltkrieges bemerkbar machten, schränkten in den 30er Jahren seine Mobilität stark ein (48 f.). Im Jahre 1940 legte Tügel deshalb sein Amt als Hauptpastor an St. Jacobi nieder, bei dessen Wahrnehmung er schon des längeren auf die Mithilfe seines Bundesbruders und Amtskollegen Adolf Drechsler angewiesen war. In dieser Zeit hat Tügel als Landesbischof die Kontakte zu den Amtsbrüdern in Hamburg (wie später auch im Felde) vorrangig durch „Monatsbriefe“,

später „Kriegsbriefe“, aufrecht zu erhalten versucht.

Persönlich-familiär bedingte Probleme werden nicht ausgespart: 1918 – zwei Jahre nach Eheschließung – war Tügels Ehefrau zur katholischen Kirche übergetreten (50), was zu einem „Karriereknick“ (79) führte. Während der Weimarer Zeit blieb ihm so die Aussicht auf das Hauptpastorat verbaut, so daß er bis Anfang 1934 Pfarrer an der Gnadenkirche der St. Pauli-Kirchengemeinde blieb. Erst im Zusammenhang mit der Übernahme des Bischofsamtes Herbst 1934 war Tügel Hauptpastor an St. Jacobi geworden. So endete auch das Schlußkapitel „Zusammenfassung und Ausblick“ (293–309), das im übrigen die wichtigsten Stationen und Fragen des Lebensbildes resümiert, mit dem Hinweis auf ein seit 1928 existierendes hamburgisches Kirchengesetz, das aus der Landeskirche ausgetretenen Personen den Pensionsanspruch versagte: Nach Tügels Tod am 15. 12. 1946 verlor deshalb seine Ehefrau wegen ihrer Konversion die Anspruchsberechtigung auf eine ihr sonst zustehende Witwenrente von monatlich ca. 1040.-RM. Sie mußte sich mit einer „jederzeit widerruflichen Unterhaltszahlung“ von 450.- RM begnügen (S. 308 f.). Nach Tügels durch die englische Besatzungsmacht erzwungenem Rücktritt 1945 wurde Schöffel als Landesbischof wieder restituiert. – Ein Personenregister fehlt. In das Quellen- und Literaturverzeichnis ist auch Tügels publizistische Gesamtbibliographie integriert.

Leipzig

Kurt Meier

Recker, Klemens-August: „Wem wollt ihr glauben?“ Bischof Berning im Dritten Reich. Paderborn; München; Wien; Zürich (Schöningh), 1998, 528 S., Ln., ISBN 3-506-77055-1.

Wilhelm Berning, Bischof von Osnabrück und seit 1933 Mitglied des Preußischen Staatsrats, zählt zu den umstrittenen Persönlichkeiten des deutschen Episkopats im Dritten Reich. Ludwig Volk sah in ihm einen allzu wendigen Unterhändler und Parteigänger von Kardinal Bertram. Die „Basisgruppe Osnabrück“ und der „Antifaschistische Arbeitskreis Osnabrück“ stempelten ihn zu einem Kirchenfürsten mit unakzeptabler Nähe zum nationalsozialistischen Staat. Vorsichtige Differenzierungen durch W. Seegrün u.a. schlugen nicht recht durch; sie mußten wohl auch deshalb unwirksam bleiben,